



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

weiter zu pflanzen, um dem Schillerbunde nicht den Weg in die große Presse zu versperren. Eine sehr nachdenkliche Geschichte!

Nichts kann die innere Erhebung bei großen Feierlichkeiten mehr verhindern als die äußere Unordnung. Von solchen Hemmnissen war in Weimar wieder gar nicht die Rede. Man begreift nicht, wie es geschah, aber plötzlich war man schon geordnet und noch dazu auf die anmutigste Art: zwischen den fackeltragenden Jünglingen gingen die Mädchen mit weißen Lampions, die Musik spielte schon, man war mitten im wohlgeordneten Zuge, als man noch glaubte aufgestellt werden zu sollen. Der Zug schart sich um das Goethe-Schillerdenkmal, siebenhundert Mädchen und Jungen im Fackelglanz vereint um das schönste Sinnbild deutschen Geistes. Das ist der Schluß.

Alle, die eine Weimarfahrt mitgemacht haben, wünschen, daß uns die Festspiele erhalten bleiben. Aber der Schillerbund muß seine Ausgaben außer einigen namhaften Schenkungen aus den Mitgliederbeiträgen bestreiten. Er sucht namentlich die Eltern der Schüler von höheren Lehranstalten zu gewinnen und wünscht, daß Ortsgruppen gegründet werden, die mindestens den Elternkreis interessieren. Diese Mitglieder müssen überall den Stamm bilden, damit die Tradition nicht abreißt. Gelingt es nicht, Ortsgruppen zu gründen, so muß man seine Reichsmark geradenwegs nach Weimar an die Geschäftsstelle des Deutschen Schillerbundes senden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographie und Briefwechsel

Riderlen, Bismarck und der Kaiser. Zu meiner Veröffentlichung im vorigen Heft, die sich gegen die den verstorbenen Staatssekretär von Riderlen-Wächter herabsiehende Äußerungen der Post richtete, schreibt die Deutsche Tageszeitung in Nummer 425 vom 23. August durchaus in meinem Sinne:

„Auch wir glauben nicht, daß Herr von Riderlen sich in solcher Weise betätigt habe. Fürst Otto Bismarck scheint das zwar eine Zeitlang angenommen zu haben und war deshalb auf Herrn von Riderlen in jener Zeit nicht gut zu sprechen. Sein Sohn Fürst Herbert Bismarck hat aber, auch uns gegenüber, sich mehrfach dahin ausgesprochen, daß sowohl sein Vater als auch er selbst nachher von diesem Verdachte abgekommen seien. Wenn dies der Fall ist, so sollte man doch

nachgerade darauf verzichten, den verstorbenen Herrn von Riderlen mit diesem Odium zu belasten.“

Die Kreuzzeitung druckt diese Ausführungen ohne Kommentar ab. G. Cl.

Schweizer Dichter

Jeremias Gotthelf in seinen Beziehungen zu Deutschland. Jenes von Stockschweizern dargebotene Geschenk einer schweizerischen Nationalliteratur hat der Schreiber dieser Zeilen (Grenzboten, Jahrgang 1910, Bd. III S. 404) abgelehnt, indem er Gottfried Keller und C. F. Meyer das Wort ließ. Da schon wieder ein unverzagter Schriftsteller, **G. de Reynold** um die welsche und deutsch-schweizerische Literatur ein minnigliches Band schlingt, — es hält neunhundert Seiten lang fest in seiner „Histoire littéraire de la Suisse au XVIII siècle“ Lausanne 1912 — darf man

an Jeremias Gotthelf erinnern, der für sein Lebenswerk untrüglich beweist, wie der Lebensprozeß der deutschen Literatur in der Schweiz organisch von dem der allgemeinen deutschen bedingt wird.

Es hätte den Lügelflüher Pfarrherrn nie geärgert, wenn man ihm erzählte, „welch gern gesehene Bierde der norddeutschen Teetasse“ seine Werke waren. Seine starke Lunge heischte ein auditorium maximum im deutschen Lesepublikum. Der Erzschweizer findet leider den wertvollen Verleger, der ihm solchen Resonanzboden vorbereitet, nicht zwischen Nare und Limmat, wohl aber an der Spree. Ein trefflicher Gotthelf-Kenner, G. Muret, legt uns in dokumentarischer Weise des Dichters Beziehungen zu Deutschland dar (Verlegt bei G. Müller und E. Nentsch 1913). Solche Schriften, in denen die gewissermaßen unterirdischen Helfer, oder die bösen Dämonen der Dichter, die Verleger nämlich, aus der Verfertigung steigen, tragen zu einer empirischen Biologie der Dichter wesentlich bei. Gotthelf, der Autor bleibender Erziehungsromane, hat in dem Berliner Springer einen Verleger gefunden, der ihn in manchem Betracht erzog. Kein bloßer Makler zwischen Autor und Publikum, vielmehr begeistert für Gotthelfs vollstümliches Talent, und zwar nicht allein aus finanziellen Erwägungen, erwirbt Springer des Dichters Vertrauen und nach und nach alle seine in Winkelverlagen liegenden Werke, beschleunigt zwar nach Verlegerunart das Produktionstempo des Erzählers, aber steht jederzeit energisch zum Dichter Gotthelf, wenn der Politiker Gotthelf ein Brett vor dem Kopf hat: „Jeremias Gotthelf, der Volkschriftsteller hat als solcher von den Zuständen der Parteiungen seines Vaterlandes abzusehen.“ Springer stellte Albert Bizius Deutschland vor, bis dann am Ende der fünfziger Jahre hauptsächlich die Kritik der Wolfgang Menzel und Julian Schmidt dieses schöne Privileg mit Geist übernahm. Für die Beurteilung Gotthelfs durch Zeitgenossen kommen eigentlich nur sie, G. Keller und Gutzkow in Frage. Menzel betont vor allem die Wirklichkeitsfreude des Berners, „der Uli sei der Wirklichkeit wie aus dem Spiegel gestohlen“. Julian Schmidt spielt in den Grenzboten, welche von 1850

bis 1852 (wie Muret ausführlich belegt) sechsmal zu Gotthelf Stellung nehmen, den Berner gegen Gutzkow aus. Entscheidend für die richtige Einschätzung Gotthelfs sind seine Worte geworden: „Es ist lächerlich, wenn man behauptet, Gotthelf gebe nur Naturzeichnungen und sei kein Dichter, sondern nur Referent. Schon um eine solche Masse kleiner Züge zu sehen und energisch zu empfinden, ist das Auge eines echten Dichters notwendig.“ Neben dem bekannten radikalen Urteile G. Kellers über die Gotthelfsche Weltanschauung hört man ganz gern das freundlichere Wort Julian Schmidts: „Er brummt höchst bedenklich über den Atheismus dieser Zeit, die nicht mehr an den Teufel glaubt, aber er würde jeden leibhaftigen Teufel, der ihm zu begegnen wagte, augenblicklich mit der Heugabel an die Identität des Geistes und des Fleisches zu erinnern wissen. . . Der Pastor Gotthelf taufte seinen Gott anders als wir, aber mit diesem Gott können wir schon auskommen.“ — Leider war mit Gotthelf nach seinem Werke „Zeitgeist und Berner Zeit“, nicht mehr auszukommen. Julian Schmidt lehnte diesen Gotthelf höflich, Robert Prutz gut deutsch ab. Aber die Werke seiner besten Tage dringen von da an in alle Schichten. Er wird sogar durch die Gunst der Prinzessin von Preußen hoffähig; Künstler wie Richter, Gelehrte wie Mommsen und Grimm, schließen ihn ins Herz, und der seine R. Haym entdeckt, was jeder literarische Stern zweiten Ranges an sich gerne entdecken ließe: „Er ist nicht der vollkommenste Dichter, aber in ihm ist der Stoff zu zehn Dichtern.“ Dr. Eduard Korrodi in Zürich

Der alemannische Bauernroman, der mit Gotthelf seinen glorreichen Einzug in die deutsche Literatur gehalten, erfreut sich bei den schweizerischen Autoren anerkannter Pflege. Vieles in unseren Zeitströmungen begünstigt die Gattung; vieles wird daher, was zur Stunde berechtigtes Interesse erregt, in kürzester Zeit veralten. „Die Himmelpacher“ von Hermann Stegemann (Egon Fleischel u. Co., Berlin 1912) dünkt mich, sind nicht in so ausschließlicher Weise gattungsmäßig bedingt, daß der Roman, bei den ihm innewohnenden Werten eine andere Zeit-

strömung zu fürchten brauchte. Bäuerisch sind eigentlich an dem Werk nur die einfachen, monumentalen Verhältnisse, in die des Dichters ehrliches Streben und achtunggebietendes Können Menschen einstellt. Die Himmelspacher, die seit dreihundert Jahren auf allen Winden, dem höchstgelegenen Bauerndorf im Elsaß hausen, sind in all ihrem menschlichen Erleben an den Rhythmus Säens und Erntens gebunden. Aber das Ergreifende, das dichterisch Wirksame an ihnen ist weniger dieser Rhythmus, als die steinerne Schwere und Größe der Gestalten. Ein Riesenmaß der Leiber steht der Kleinheit, Kompliziertheit des bloß Naturgetreuen jedes Standes wuchtig entgegen. Das Wahrhaftige — vereinfacht erschaut — das ist Stegemanns dichterisches Verfahren. Der Bauernkittel dürfte daher gelegentlich einer anderen Kleidung weichen, die Wucht der Gestalten bliebe bestehen. Karge Worte mit vollem Gewicht niedergehen lassen, ist eine besondere Stileigentümlichkeit des Verfassers, die fast zur Manier zu werden droht. Doch gelingt ihm auch das leichte Parlieren des Lustibus, des Colmarers, der nach Frankreich zur Legion zieht, nicht ohne sein folgenschweres Mäherheldentum auf allen Winden auszuleben. Atmosphärische Sinnlichkeit lichter heuduft-erfüllter Sommernächte umhüllt zaubervoll wildes und doch so selbstverständliches Geschehen.

Liegt die unerkennbare Größe von Stegemanns Darstellung in ihrer Freiheit vom stofflichen Bauerntum, in der absoluten Proportion einer hochturmenden Gestaltungskunst, so liegt ihr Reiz, ihr fest zupackender Zauber gerade in der örtlich-zeitlichen Gebundenheit. Die dramatisch geschlossen angelegten Konflikte sind zeitlos; die Worte, mit denen sie ausgetragen werden, sind aus dem Elsaß von heute. Wie lieblich diese Bauern in ihr ferniges, reiches Deutsch französische Brocken mischen, ist dem Verfasser nicht nachzuerzählen. Keine städtische Sprachvermischung, keine Sprachverderbnis. Das Fremde steht gleich einem streng gefassten Stein mitten im angestammten Gut: es leuchtet und ziert, kann aber nimmer lebendig einwachsen.

S. 227: „Da antwortete die Leuni, und ihr Atem war Feuer, als sie ihm wild ins Gesicht hauchte:

„Wer bist denn du? Nichts, als ein lahmer Knecht! Was weißt denn du? Nichts, als was du mit den Händen greiffst wie ein Blinder. Ja, ich bin ihm zulieb gegangen, ich hab ihm die Augen geworfen und ihm das Ohr gekitzelt, und ich bin auf dem Weg gewesen zum Letzten mit ihm, ich hab unter dem Heu gelegen und ihm den Weg gewiesen in die Scheuer, ihm im Erntiden gesagt, daß er auf mich warte, alles, alles — und du, du hast mir den Weg gesperrt und mir den Schoß leer gelassen! — Ja, tu nur stolz und treu und mach den Hund, der den Hof und den Himmelspacher vor einem Räuber salbiert hat — du bist trotz allem ein Siecher, der nicht sieht, was er greift. Meinst du, es ist wegen der Hitze im Blut, daß ich zu ihm geschlichen bin? Oder ich häit ihn lieb gehabt? Meinst du Gaud, es ist dem Franz zu Leid geschehen? Nichts hab ich wollen als ein Kind, denn der Himmelspacher gibt mir keins!“

Das letzte Wort war ein Schrei, die verkrampften Finger streckten sich und griffen irr in die Luft.

„Ein Kind!“

Er griff sie am Arm und riß sie ans Fenster.

Sie tauchten die Köpfe in das gelbklimmernde Licht und bohrten einander die Augen in die verzerrten, zuckenden Gesichter.

„Ja, du Ehrensteifer, ein Kind?“ trogte sie noch einmal.

„Und der wär der Vater gewesen zu deinem Kind, zum Kind des Franz auf allen Winden? Der!“

„Der? Nein, der wär mir feil gewesen, Hans! Tot und ausgelöscht, und wenn ihn einer erschlagen häit unterwegs — tant pis pour lui —, er läg mir gut, wo er auch läg!“

„Erschlagen, Frau!“ schrie der Knecht mit heiserm Laut, und sein Gesicht erstarrte zu dunklem Erz. Wie Bronze, die grünlich anläuft. Und sie mit abgründigen Augen anschauend, fuhr er ruhig und schwer fort: „Ja, Ihr habt recht! Und er ist auf der Gritt wohl gestorben. Er ist gestorben nach der Brunst wie der Bien im Stoc. Und es hat müssen sein!“

Die ewige Epopoe der Fortpflanzung, der Zeugung hat unter vielen Tausenden besonders ein tiefgründigstes Symbol: die Geschichte

von der großen, behäbigen, seßhaft-verharrenden weiblichen Eizelle und von dem kleinen, behenden, blitzschnellen Samentier, diesem flüchtigen Abenteuerer. Der ewige Kampf, der schicksalsschwere Personenaustausch zwischen der verharrenden und der unbehausten Menschheit, der Kampf zwischen der notwendigen Gegenätzlichkeit dieser und jener Ethik, ersteht aus jeder echten, großen Epik. Man kann dieses Motiv ja wählen, dann ist es nichts,

ein Stoffliches bloß. Aber wenn es aus allem herauswächst, wenn mir der Erzähler die tausendfältige Welt unterzubringen weiß, unterzwingen weiß in diese Zweiteilung, die er dann zuletzt als ein drittes mächtig zusammengreift, — in der Notwendigkeit einer neuen Folge, dann überlaß ich mich demütig seiner Macht: ecce poeta.

Dr. Richard Meßlény in Genf



Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 3630, des Verlags: Amt Bülow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. —
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,
Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles
Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.